

Mit jungen Frauenzimmern umgehen

Das Schießhaus in Weimar wurde vor 200 Jahren errichtet als Stätte zum Verlustieren. Jetzt zeigt dort beim Kunstfest Bernhard Mikeska seine verzaubernde Performance „Goethe: Vom Verschwinden“

VON EGBERT THOLL

Der Ort wirkt verwunschen. Das Schießhaus in Weimar muss einmal recht weit außerhalb der Stadt gelegen haben, jenseits von Fluss und Park, nun verbindet ein Neubaugebiet es mit dieser. Weiße Häuser, klare Formen, bauhausmäßig. Stark ist der Kontrast zum Schießhaus selbst, vor gut 200 Jahren errichtet als Stätte zum Verlustieren, für Bürger und Adel gleichermaßen. Herzog Carl August wollte es haben, Goethe plante mit. In der Mitte ein lichter Ballsaal, links und rechts zwei geschwungene Flügel, wie eine Lok-Remise für Menschen. Man muss aufpassen, dass man mit Würde über das leicht heruntergekommene, unwägbar Terrain kommt. Derzeit hat man für den Weg Hilfe. Eine freundliche Dame führt einen an der Hand ins Reich von Bernhard Mikeskas verzaubernder Performance „Goethe: Vom Verschwinden“.

Es ist eine besondere Leistung des Kunstfests Weimar, dass man diesen verschlafenen Ort als Theaterspielstätte erlebt. 1990 wurde das Kunstfest gegründet, es war eine der ersten deutsch-deutschen Gemeinschaftsunternehmungen in Sachen Kultur nach der Wende. Ursprünglich sollten die Einnahmen der Restaurierung der Baudenkmäler der Stadt zugutekommen, dann etablierte sich immer stärker die Kunst als eigenständige Qualität. Von 2004 bis 2013 leitete Nike Wagner das Festival. Und in der Stadt der toten Dichter pulsierte auf einmal jeden Sommer für ein paar Wochen zeitgenössisches Theater.

Goethe suchte das Weite, wenn es mit einer Frau ernst zu werden drohte

Das wollte auch der neue Leiter Christian Holtzhauer so fortführen, er will es immer noch, doch derzeit steht es schlecht um die Zukunft des Festivals. Die Zuschüsse von Stadt und Land stagnieren, und nun denkt man in der Stadt auch noch darüber nach, ob man sich die 250 000 Euro pro Ausgabe noch leisten könne. Das Land zahlt 650 000, liebt das Festival, ist aber offenbar nicht in der Lage, einen eventuellen Wegfall des städtischen Zuschusses auszugleichen. Inzwischen steht das Kunstfest auf der Roten Liste des Deutschen Kulturrats und wird als gefährdet eingestuft.

Am Theaterplatz gibt es einen Biergarten, in dem jeden Abend Bands auftreten. Überlebensgroß stehen Goethe und Schiller vor dem Gebäude des Nationaltheaters, nun leuchten ihre Gesichter im Abendlicht, bärtig, fremdländisch, migrantisch. Zur Installation der neuen Konterfeis hört man eine Umfrage unter Weimarer Bürgern: Woher kommst du, wie fühlst du dich, hältst du es aus?

Goethe hat es auch nicht immer ausgehalten. Floh aus seiner Geburtsstadt Frankfurt, aus Leipzig, Wetzlar und auch immer wieder aus Weimar. Wegen der Frauen. Rüdiger Safranski schreibt in seiner Goethe-Biografie, der Dichter habe sich als jemand empfunden, „der andere mit sich beschenken kann“. Nur blieb das Geschenk halt meist flüchtig. Goethe suchte das Weite, wenn es ernst zu werden drohte oder die Gatten der Angeboteten schlechte Laune bekamen. Oder er wählte sich gleich unerreichbare Frauen zum Objekt der Begierde. Ja Objekt, nicht Subjekt, da man durchaus den Eindruck gewinnen kann, die Liebesabenteuer dienten der Recherche, der Sammlung von Stoffen, über die sich trefflich schreiben ließ. Sein Dienstherr Carl August meinte, Goethe habe in den Frauen seine eigenen Ideen geliebt. Bei einer blieb er länger, Christiane Vulpius, und versteckte sie vor der Öffentlichkeit.

Regisseur Bernhard Mikeska, Lothar Kittstein (Text) und Alexandra Althoff (Dramaturgie) sind nicht an einer Porträtgalerie der Verlassenen interessiert. Der Ausgangspunkt ihrer Aufführung ist Goethes Schwester Cornelia. Zur innigen Beziehung der Geschwister in ihrer beider Jugend gibt es Spekulationen zuhauf, bis hin zu einem inzestuösen Verhältnis. Goethe selbst hat in seiner Autobiografie „Dichtung und Wahrheit“ das Seine dazu beigetragen, schreibt dort von der Nähe der beiden, empfiehlt ihr aber auch das Kloster. Und: „Die Gewohnheit, mit jungen Frauenzimmern anständig und verbindlich umzugehen, ohne dass sogleich eine entscheidende Beschränkung und Aneignung erfolgt wäre, habe ich nur ihr zu danken.“ Dann empfiehlt er dem Leser, „zwischen diesen Zeilen hineinzulesen, was nicht geschrieben steht“. Goethe war ein Meister darin, sich durch Selbststilisierung ungreifbar zu machen. Monate nachdem die schwer

ein Hinaus, das man ja nicht sieht. An der Hand der leitenden Dame durchschreitet man unbekannte Räume, man hört Sätze von Aufbruch, von einer nächtlich verlassenen Stadt, bis man in ein Zimmer von bunkerartiger Leere und Enge geführt wird. Augenbinde ab. Da vibriert eine junge Frau (Simone Müller) im Eck, trägt Weste und Kniehosen, liebt, bewundert, fleht. Müller spielt emphatisch, das macht die Nähe erträglich. Spielt auch Vorwürfe, dass man verschwunden gewesen sei. Und wenn da, dann kaum fassbar: „Geh nur, du bist niemals da gewesen.“

Emotional aufgeraut tappt man nun in die Tiefen des Schießhauses. In den Resten eines Duschraums wartet der Vater im Brokathausmantel (Sebastian Kowski). Wieder Vorwürfe, „gottverdammter Lackaffe“, aber auch ein bisschen Tanzunterricht. Und wieder wird man hinausgeschickt, weil man eh nicht bleiben will, was so ausgemacht nicht ist. Und im Folgenden

ist. Sie hat kalte Hände, als käme sie aus einem Grab. Man sieht sein Spiegelbild in ihren Pupillen. Sie nimmt einem die Kopfhörer ab, durch die man bis dahin die Stimmen der Begegnungen hörte. Sie kehrt die Reste des Lebens zusammen. „Wer wird sich andich erinnern?“ Wer, wenn man niemanden nah war? Goethe war dies vermutlich wurscht, er hat seinen Nachruhm gleich selbst inszeniert. Aber ist das die ganze Wahrheit?

Nun sind die Begegnungen an diesem Performance-Abend durchaus abstrakt, weil man ja nicht auskommt, sein (amorphes) Goethe-Wissen auf dem Parcours mitzuschleppen und dessen Leben einem vielleicht doch recht fern ist. Doch es geht nicht darum, auch wenn man sich den Spaß gönnen könnte, einzelne Sätze den verschiedenen Frauen in Goethes Leben zuzuordnen. Meist würde man bei Cornelia enden, weil bei der Schwester der Assoziationsraum am unwägbarsten und damit am



In den Resten eines Duschraums wartet Goethes Vater (Sebastian Kowski).

FOTO: HEINZ HOLZMANN

depressive Cornelia im Kindbett gestorben war, gibt er vor, Weimar wegen ihr über Nacht verlassen zu müssen – aber da war die Schwester längst tot. Das Ergebnis: die schneevertöbte „Harzreise im Winter“ und die endgültige Hinwendung zur Politik.

Nun begegnet man im Schießhaus der Schwester. Zunächst wird man jedoch in den Ballsaal geleitet, darineinkleines Holzkabuff, in welchem man Platz nimmt. Man setzt Kopfhörer auf, setzt eine Augenbinde auf, und eine Stimme flüstert einem ins Ohr, dass man nun hinausgehen solle, in

noch weniger sein wird, aber der Parcours erfordert seinen strikten Ablauf. So gelangt man in einen Heizungskeller, darin Nora Quest. Das Verlangen rückt nah, wieder gepaart mit Zorn. Quest ist gekleidet wie eine Schneeflocke, und man spürt ihren Atem auf den eigenen Lippen, spricht sie davon, wie sie die ihren angeht. Man fühlt sich schuldig, aber warum? Ist man Goethe?

Letzte Station. Tod. Der Tod trägt gelbe Hosen wie Werther und ist Hanna Binder, die einzige Akteurin, die nicht fest am koproduzierenden Nationaltheater engagiert

offensten ist. Doch bleibt man eng an Goethe, dann erhält man eine spekulative, faszinierende Ahnung vom Un tergrund unter des Nationaldichters Selbstbild. Vergisst man Goethe, dann bleibt die Poesie naher Augenblicke und das Empfinden von dem Schmerz, den sich nur Liebende antun können. Und diese Intimität kann man weitertragen, auch wenn das Kunstfest vorbei ist, Goethe und Schiller wieder in eherner Unnahbarkeit vor dem Nationaltheater stehen werden und die Kunst in Weimar wieder aufgeräumt dort stattfindet, wo sie hingehört, damit sie nicht stört.